Beilage zu Nr. 6 der „Buchbinder-Zeitung“ 1897.

Unser Verbandstag in Halle.

Wie immer, wenn eine Urabstimmung oder ein Verbandstag stattfindet, werden Anträge und Wünsche laut auf Verbesserung dieser oder jener Paragraphen des Statuts, auf Beseitigung von Mängeln und Lücken, die sich herausgestellt haben in der Praxis. Aber ein wichtiger Faktor in dieser Maschinerie, der Verbandstag selbst, hat von jeher das Schmerzenskind abgeben müssen. Ich meine die Beschickung, respektive die Vertretung der Mitgliedschaften auf den Verbandstagen. „Die großen Mitgliedschaften majorisiren die kleinen, die kleinen Städte sind nicht vertreten, der Provinz wird nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt“, das sind regelmäßig die Klagen, wenn es heißt, Delegirte nach dem Verbandstage zu entsenden. Und das Bestreben der kleinen Städte, ebenfalls durch einen Delegirten auf dem Verbandstage vertreten zu sein, ist erklärlich und schließlich noch verständlicher, als wenn die größten Mitgliedschaften 6 und 10 Delegirte entsenden. Meiner Ansicht nach kommt es auf einem Verbandstage hauptsächlich darauf an, daß aus den verschiedensten Orten Leute anwesend sind. Was hat es für einen praktischen Werth, wenn von einer Städt 10 und 12 Delegirte anwesend sind, dagegen z. B. Bayern nur durch 2 Delegirte, oder das ganze Rheinland durch einen Delegirten? Für die Arbeiten des Verbandstages ist es gleichgiltig, ob aus einer Stadt einer oder zwölfe kommen, aber worauf es bei einem Verbandstage ankommt, ist, daß das innere Leben des ganzen Organismus zur Darstellung gelangt, dieses geschieht jedoch nicht durch die bisher übliche Beschickung der Verbandstage.

Der Gauvorstand im Gau III hat einen Antrag gestellt, allerdings etwas spät, wornach die Beschickung der Verbandstage so geregelt werden soll, daß jeder Gau 3 Delegirte zu entsenden hat; die Abstimmung auf dem Verbandstage ist proportional. Es wird dadurch, wenn dieser Antrag zur Annahme gelangt, erstens eine bestimmte Anzahl von Delegirten (27) auf immer festgelegt sein, zweitens werden die Kosten der Verbandstage bedeutend erniedrigt, und drittens ist die Möglichkeit gegeben, daß öfter Verbandstage stattfinden können, und was die Hauptsache ist, es ist die Möglichkeiten gegeben, aus allen Gegenden Deutschlands Kollegen auf dem Verbandstage zu haben, was jedenfalls richtiger ist, als wenn drei Städte über die Hälfte der Delegirten entsenden. Es liegt auch thatsächlich kein Grund vor, der gegen diesen Antrag spräche, höchstens der, daß die Aussichten, als Delegirter gewählt zu werden, in der großen Stadt sich verringern, was manchmal kein großes Unglück ist, höchstens wenn die Verbandstage im Sommer abgehalten würden, wäre es dumm, wenn man das Angenehme nicht mit dem Nützlichen verbinden könnte. Jedenfalls ist dieser Modus, auf solche Weise die künftigen Verbandstage abzuhalten, praktisch von größerem Werthe, weil nicht nur die Kosten verringert werden, sondern weil die Intelligenz, die auf den Verbandstagen ausgestrahlt wird, auch auf die kleinen Orte direkt übertragen werden kann.

Was die „Buchbinderzeitung“ anbetrifft, so kann man es den Berlinern nicht verdenken, wenn sie einen Antrag stellen, daß die Zeitung nach Berlin verlegt werden soll. Ob er angenommen wird, das kommt im zweiten Theil. Der Verbandsvorstand hat ja nun auch schon Stellung dazu genommen, und ist auf die Idee der Vergrößerung, resp. Verkleinerung eingegangen. Das jetzige Format der „Buchbinderzeitung“ ist unhandlich und gebunden erst recht. Was die Klagen über die „Buchbinderzeitung“ selbst anbetrifft, so werden sie nicht dadurch beseitigt, indem man die Zeitung nach Berlin verlegt, sondern indem man sich bestrebt, selber mitzuarbeiten. Ueber den Werth der „Buchbinderztg.“ scheint man in gewissen Kreisen eine sonderbare Meinung zu haben, namentlich über den agitatorischen Werth eines Gewerkschaftsblattes. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man die Behauptung aufstellt, daß die meisten Kollegen nur die „Buchbinderzeitung“ lesen, Arbeiterblätter oder ähnliche Schriften überhaupt nicht zu Gesicht bekommen; oder wenn ein Kollege in Kost und Logis beim Meister ist, stößt er auf noch größere Schwierigkeiten, gerade das zu lesen, was er lesen will oder als Arbeiter lesen soll. Die Gewerkschaftspresse muß hier alles sein, sie muß über die ökonomischen Wechselwirkungen im Kampfe ums Dasein berichten, aufklären, dem Fachgewerbleben durch Skizzirung der modernen Arbeiten Rechnung tragen; die Verbindung unter den Städten durch kurze Korrespondenzen — wenn auch der Humor mal unfreiwillig zu Worte kommt — aufrechterhalten und beleben, die Arbeiterbewegung in knapper Form Revue passiren lassen, die literarischen Neuigkeiten besprechen, auch zwischendurch den Kollegen durch geeignete Artikel die Freude an der Kunst erregen und beleben, und hauptsächlich für unsere weiblichen Mitglieder ein gutes Feuilleton enthalten. Ist eine Gewerkschaftspresse mit allem diesem ausgerüstet, trägt sie sozusagen Jedem etwas zu, dann hat sie ein Recht, gelesen zu werden. Es kann hier eingewendet werden, daß es für die Großstädter (aber nur diejenigen, die sich für Alles interessiren) immer nur halbe Arbeit sein kann, da er sozusagen aus der rechten Quelle schöpfen kann und demzufolge viel besser über alle diese Fragen orientirt ist, als wie es eine Gewerkschaftspresse bieten kann. Aber man darf nicht vergessen, daß es leider nur sehr wenige sind, die da bestrebt sind, ihren Geist auf allen Gebieten auszubilden. Staunen muß man oft, wenn man sich mal mit einem Kollegen über irgend etwas unterhalten will, was ihm gerade nicht auf der Nase angebunden ist, über die Bornirtheit und über das gänzliche Fehlen von Streben, sich in allem Wissenswerthen auf dem Laufenden zu erhalten. Eine andere Zeitung, ein Buch, das ihnen Aufklärung verschaffen könnte, wird nicht beachtet. Wenn aber ihre Fachzeitung von allem etwas bringen würde und sozusagen ihnen die Lust an der Wissenschaft löffelweise beibringen würde, es würde dann vieles besser werden, abgesehen davon, daß es hauptsächlich für die in kleineren Städten arbeitenden Kollegen nur die „Buchbinderzeitung“ ist, die sie zu Gesicht bekommen. Wenn dann geklagt wird, daß unsere Zeitung von Seiten derjenigen, die dazu im Stande sind, literarisch nicht genügend unterstützt wird, so ist dieses lebhaft zu bedauern, aber dem könnte vielleicht dahingehend abgeholfen werden, daß, wie auch beim „Korrespondent“, eine bestimmte Anzahl Mitarbeiter aufgestellt werden, die dann die Verpflichtung haben, regelmäßig Beiträge für die Zeitung zu liefern. Selbstverständlich müßten diese Arbeiten auch honorirt oder etwas entschädigt werden. Man kann von einem Redakteur nicht verlangen, daß er die ganze Arbeit allein bewältigen soll, und dieses wäre auch das Dreimännerkollegium in Berlin nicht im Stande zu leisten; das wäre der einzige Weg, auf dem eine Förderung unserer „Buchbinderzeitung“ zu erreichen wäre. Die Mehrkosten, die daraus entstehen, würden reichlich durch die größere Agitationsfähigkeit aufgewogen werden. Und dann, wäre es denn so schlimm, wenn die Mitglieder für ihr Organ einen Extrabeitrag leisteten? Die Buchdrucker haben ebenfalls für ihr Organ vierteljährlich eine Mark zu zahlen. Wenn auch nicht soviel bezahlt werden soll, einen monatlichen Extrabeitrag von 10 Pfennigen kann Jeder für seine Zeitung ausgeben. Deshalb stellt auch der Gauvorstand des dritten Gaues den Antrag: Eine monatliche Zeitungssteuer von 10 Pfennig einzuführen. Rechnen wir 5000 Mitglieder, so ergiebt dieses eine Mehreinnahme von 6000 Mark, ohne den Einzelnen erheblich zu belasten. Dieser Antrag ist werth, daß er angenommen wird. Ueber das Format der „Buchbinderzeitung“ erübrigt sich hier noch einzugehen, da der Verbandsvorstand sich auch hierzu schon geäußert hat.

Von den übrigen Anträgen sind besonders bemerkenswerth die Anträge auf Feststellung der Beiträge. Es ist nicht rathsam, von dem jetzt eingeführten Beitrag von 35 Pfg. abzuweichen. Unsere Geldmittel sind durch die letzte Bewegung sehr in Anspruch genommen worden und bedürfen der Stärkung. Ein guter Fonds in der eigenen Tasche ist besser, als die Mildthätigkeit (??) irgend eines Gewerkschaftskartells anzugehen. Nur ist es bei der Beitragsentrichtung oder Erhöhung bis jetzt immer der Fall gewesen, daß die schlechter situirten Kollegen ein Lamento anstimmten, wenn von ihnen verlangt wurde, 5 Pfennig mehr zu geben. Es ist eben ein Fehler in den deutschen Gewerkschaftsorganisationen, daß die Beiträge so niedrige sind. Wodurch sind die englischen Gewerkschaften in die Lage gekommen, aus eigener Kraft sich kürzere Arbeitszeit und bessere Lebensbedingungen zu erringen? Sie waren oder sind eben nur Gewerkschaftler. Erst die Gewerkschaft und dann das Uebrige. Bei den Deutschen ist es gerade umgekehrt, da geht ein Pfeifenklub oder sonstiger Klimbim über die Gewerkschaft. Und sind die Beiträge, die wir bezahlen, denn so hoch? Mit nichten! Im Verhältniß zum Beitrag ist die Unterstützung, die wir unseren Mitgliedern gewähren, viel zu hoch, dann kommt noch die freie Zeitung, Rechtsschutz und alles das dazu und dann muß man sich wundern, wie überhaupt ein Antrag gestellt werden kann, für dieselbe Beitragsleistung fast die doppelte Unterstützung zu beziehen. Wäre denn ein Beitrag von 50 Pfg. die Woche wirklich zu hoch? Wenn sich unsere Mitglieder daran gewöhnen könnten, regelmäßig ihren Beitrag zu bezahlen, dann ginge es ganz gut, aber da warten sie 10 und 12 Wochen und wenn sie gemahnt werden, werden sie ungemüthlich. Da die Verhältnisse aber so liegen und mit diesen gerechnet werden muß, indem wir noch nicht in der glücklichen Lage sind, daß die Lohn- und Arbeitsbedingungen unserer Kollegen die gleichen sind, so muß doppelte Vorsicht obwalten, wenn die Beiträge erhöht werden sollen. Es wurde gesagt, daß die Beiträge nach einer Lohnstala erhoben werden sollten; dieses würde zu Unzuträglichkeiten führen, da doch dann die Meisten sagen würden, sie verdienten weniger und würden sich so von einem höheren Beitrag drücken. Aber immerhin sind die Verhältnisse in einer Stadt annähernd die gleichen, und auf dieser Basis nur kann eine Klasseneintheilung der Beiträge erfolgen. Manchem Kollegen mag eine solche Einrichtung bureaukratisch vorkommen. Nehmen wir die Krankenkasse der Buchbinder an. In Hamburg zahlen alle Mitglieder die erste Klasse, also 45 Pfg., kommen sie nach Offenbach, dann zahlen sie dort nicht die erste, sondern die dritte. Es brauchen aber durchaus nicht verschiedene Marken zu sein. In Hamburg zahle ich einfach 45 Pfg. und in Hildesheim 35 Pfg. oder 30 Pfg. Auf diese Art läßt sich viel leichter eine Erhöhung der Beiträge durchführen, denn die Arbeitsbedingungen und die Lohnverhältnisse sind in den Städten zu verschieden, als daß die schlechtergestellten Kollegen gleichen Schritt halten könnten. Dann fällt auch die Meinung hinweg, daß ich, wenn ich 5 oder 10 Pfg. mehr bezahle, auch wieder so viel mehr haben muß, bei letzterer Meinung hätte die ganze Sache weiter keinen Werth, dann könnte sie unterbleiben. Jedenfalls ist der Antrag, daß die Beiträge nach Klassen bezahlt werden sollen, einer Erörterung werth.

Von den übrigen Anträgen ist noch der Antrag des Verbandsvorstandes zu § 17, Thätigkeit der Gauvorstände, einer von denen, welche, wenn er zur Annahme gelangt, bedeutende Veränderungen herbeiführen. Allerdings wird der Gauvorstand mehr als bisher belastet, aber um eine gründliche Agitation betreiben zu können, ist es nothwendig, daß die Fäden in einer Hand zusammenlaufen. Wenn, wie es in einem Orte Schleswig-Holsteins der Fall ist, von vier organisirten Kollegen nach drei Mitgliedschaften gezahlt wird, dann ist jedenfalls der Antrag des Verbandsvorstandes das Richtige. Das kollegialische Verhalten der zusammenliegenden Orte in Rheinland-Westfalen wird gewiß durch diese Einrichtung keine Einbüße erleiden. — Für die Delegirten wird es manche harte Nuß zu knacken geben; mögen dann auch die Geister noch so heftig aufeinanderplatzen, darin werden sie doch übereinstimmen müssen, daß Einzelwünsche hinter den Forderungen der Gesammtheit zurückzutreten haben und daß das Wohl des Verbandes hier das oberste Gesetz ist.

Hamburg. Borst.

Eingesandt.

Schon lange wäre es Pflicht und Schuldigkeit von meinen Vorgängern gewesen, die Mißstände bei Buchbindermeister Fr. Albrecht in Marbach a. N. ans Tageslicht zu ziehen. Ich war in Stuttgart in Stellung und kam durch Verschreibung zum genannten Meister nach Marbach. Dieser kam voriges Jahr mit drei Gehilfen und einem Nachbar vor Gericht und da er dabei den Prozeß verlor, so scheint er sich nun an jedem neukommenden Gehilfen rächen zu wollen. Natürlich ließ ich mir von ihm nichts sagen und weil er mich dann den ganzen Tag schikanirte, so ließ ich auch die Arbeit nach 5½ Tagen liegen. Beim Weggehen hatte ich nun mein Zeugniß von der letzten Arbeitsstelle vergessen mitzunehmen, Albrecht schickte es mir in ganz unnobler Weise nach Stuttgart, indem er das Zeugniß in Marbach in den Briefkasten warf ohne Briefumschlag und ohne Briefmarke, was mich dann 30 Pfg. Strafporto kostete. — Einen früheren Kollegen hieß er sogar einen Lausbuben und drohte ihm auch mit Hiebe. Was den Schlafraum anbelangt, so ist dieser auch nicht zu loben. Der Tisch des Gehilfen besteht aus drei Stößen Schiefertafeln und darüber ein Kistendeckel.

Da Fr. Albrecht im Leo'schen Anzeiger öfters einen Gehilfen sucht, wird sich nun nicht gleich wieder ein Verbandskollege auf den Leim führen lassen. Und Meister Albrecht wird jetzt einsehen, daß er nicht mit einem Jedem machen kann was er will.

Mit kollegialem Gruß

Gaildorf. Gustav Keck.

Platonische Liebe.

Von Theob. Völcker.

Verständige Männer und Frauen werden lächeln, wenn von der Liebe zweier erwachsener Menschen beiderlei Geschlechts gesagt wird: sie sei eine „rein platonische“, und Heine hat auch nicht die Absicht, für diese Art Liebe Sympathie zu erwecken, wenn er ihr die banalen Verse widmet:

„Die Liebe muß sein platonisch“,
Der dürre Hofrath sprach;
Die Hofräthin lächelt ironisch
Und dennoch seufzet sie: Ach!

Auch unsere Absicht ist es nicht, für diese sogenannte platonische Liebe einzutreten und wenngleich wir auch keineswegs ein solches Verhältniß für unmöglich halten, sind wir doch der Meinung, daß das erste Gebot, das der Gott der Bibel den Menschen giebt, das Gebot: „Seid fruchtbar und mehret Euch“, ganz besonders für verliebte Leute gemacht ist, denn:

Das ist Gottes wahre Gift,*
Daß die Blüthe zur Blüthe trifft.
Derhalben Jungfrau'n und Junggesellen
Im Frühling sich gar geberdig stellen.
Goethe.

Die Gedanken aber, die Plato** in seinem „Gastmahl oder das Gespräch über die Liebe“ niedergelegt hat, verdienen es wohl, bekannt und nachgedacht zu werden und werden dem, der am Denken Freude findet, ein nicht geringes Vergnügen bereiten.

Der Tragödiendichter Agathon hatte mit seinem neuesten Werk einen großen Erfolg errungen, dreißigtausend Menschen hatten ihm Beifall geklatscht.

Zur Feier dieses glänzenden Sieges gab er ein Gastmahl, bei dem die bedeutendsten Männer Athens zusammen kamen. Unter diesen auch Sokrates. Da man nun vom Trinken des vorigen Tages, der Vorfeier, noch schwach ist, wird beschlossen, es heute nicht auf einen Rausch anzulegen, sondern nur nach Jedermanns Belieben, also zwanglos, zu trinken. Zur Unterhaltung aber soll ein Jeder der Anwesenden eine Rede auf den Eros (röm. Amor) halten. Der Reihe nach, rechts herum, wie sie liegen, kommen nun die Herren zum Wort. Es wird da manche ergötzliche Geschichte zum Besten gegeben, manche tiefsinnig-leichtsinnige Erzählung von den Göttern vorgebracht. Vor Allem preist man auch die „Knabenliebe“ —, natürlich die „echte“, die nur in Athen zu Hause —, als ein Mittel der Erziehung zu Schönheit und Tapferkeit, und alle wetteifern in der Lobpreisung des Gottes der Liebe. Am schwungvollsten aber und glänzendsten gelingt dem Agathon sein Vortrag. Mit hochtönenden, wohlgesetzten Worten rühmt er die Größe, die Tugenden des Eros, nennt ihn den schönsten, glückseligsten der Götter, sucht alle Vortrefflichkeiten zusammen, um sie dem Eros zuzusprechen und schließt mit einem klangvollen, wortspielreichem Phrasenschwall. — Darauf Worte der Anerkennung und allgemeiner Beifall. Nun folgt Sokrates. Der stellt sich sehr verlegen, als wüßte er nach all den schönen Reden nichts Kluges mehr zu sagen. Doch in seiner altbekannten Weise, mit einigen verzwickten Fragen zwingt er den Agathon, zuzugestehen, daß Eros weder schön, noch glückselig, noch überhaupt ein Gott sein könne. Da Eros ja, meint Sokrates, das Begehren* nach dem Schönen und nach der Glückseligkeit sei, so könne er doch diese beiden Eigenschaften unmöglich besitzen, und so mit den übrigen Tugenden. Dennoch ist er auch kein Gott. Ja, was ist er denn? Bei der wohlweisen Diotima, erzählt Sokrates, habe er Unterricht in der Liebeskunst genossen und diese habe ihn durch ähnliche Fragen, wie er sie jetzt gestellt habe, zu der Erkenntniß gebracht, daß Eros nur ein Dämon sei. Sein Vater Porus, der Ueberfluß, erzeugte ihn, als er einst berauscht von einem Göttermahl kam mit der Penia, der Dürftigkeit. So ist er nun von der Erbschaft der Mutter immer arm und bedürftig, immer unbeschuht und hungrig lagert er vor den Thüren, auf der Straße und im Freien. Vom Vater aber hat er die unversiegbare Lebenslust, Rüstigkeit und Schlauheit; stellt dem Guten und Schönen nach und philosophirt sein Leben lang.

„Was er aber schafft, geht immer wieder fort, so daß Eros weder arm ist noch reich und auch zwischen Weisheit und Unverstand immer in der Mitte steht. — Kein Gott philosophirt oder begehrt weise zu sein, sondern er ist es schon; — ebenso wenig bestreben sich die Unverständigen, weise zu werden; denn das ist eben das Arge am Unverstande, daß er ohne schön, gut und vernünftig zu sein sich doch selbst ganz genug dünkt. So sind es denn diejenigen, die zwischen Weisheit und Unverstand stehen, die nach Weisheit streben, zu denen gehört auch Eros.“ Demnach ist Eros das Liebende, Begehrende, besonders der Trieb nach „Unsterblichkeit“ in der Gattung, der Trieb der Zeugung, durch die sich jedes Wesen gleichsam in seinen Nachkommen zu verewigen sucht.

„Im Allgemeinen aber“, heißt es weiter, „ist jedes Begehren des Guten und der Glückseligkeit die heftigste Liebe für Jeden.“ Dieses natürliche Begehren ist entwicklungs- und kulturfähig. Die Liebe, die sich zuerst an einen schönen Knaben (bezw. Mädchen) klammert, in diesem Einzelwesen das höchste Ziel der Wünsche erblickt, schreitet fort zur Erkenntniß der Schönheit in allen Wesen und ferner in Allem, was dem gebildeten Geist als schön, als liebenswerth erscheint; zur Schönheit in der Natur, in den Werken der Kunst, in der Tugend und Gerechtigkeit, in den Kenntnissen. Auch der Dichter, der Künstler zeuget, er zeugt unsterbliche Kinder. Auch wer in seinen Mitmenschen das Gute und Schöne pflanzt und befördert, zeugt und wirkt unsterblich.

So lernt denn Derjenige, der sich fortschreitend der Liebeskunst befleißigt, das Schöne in vielerlei Gestalten und Formen genießen und, wenn er dann die Fülle des Schönen in solcher Ordnung richtig geschaut hat, wird er, der Vollendung in dieser Kunst entgegengehend, ein von Natur über alles Schöne erblicken: nämlich das Schöne selbst, vom Stofflichen befreit in seiner Vollkommenheit, die Idee. — Hier sind wir bei der platonischen Ideenlehre angelangt, deren genaue Erörterung eine gründliche Darlegung seiner Philosophie voraussetzt, worauf wir hier nicht eingehen können. — Kaum hat Sokrates seine Rede beendet, da erscheint eine Flötenspielerin an der Thür, mit einer Schaar Nachtschwärmer. Unter ihnen Alkibiades* als der Anführer. Dieser scheint sehr betrunken zu sein. Nachdem man seine Begleitung fortgeschickt hat, lagert er sich zu den Zechern. Sein Haupt ist bekränzt mit Epheu, Veilchen und einer Menge bunter Bänder, und so bekränzt er auch den Sokrates und Agathon, die neben ihm liegen. Dann hält er eine schwungvolle Lobrede auf Sokrates und erzählt dabei mit größter Offenherzigkeit die Geschichte seiner verschmähten Liebe zu dem Philosophen, eine Erzählung, die wohl erkennen läßt, daß dieser kein Freund der Päderastie gewesen sein kann.*

Von all den Zechern halten Agathon, Aristophanes, der Komödiendichter, und Sokrates am längsten aus. Am Morgen, als die Einen fort, Andere aber schon einen tüchtigen Schlaf gemacht haben, sitzen die drei noch immer und halten Gespräch. Sokrates beweist eben, daß es Sache eines Mannes sei, Komödien und Tragödien zu schreiben. Unterdessen sind die beiden Poeten eingeschlafen. Die Weltweise aber geht an sein gewöhnliches Tagewerk.

Betrachten wir noch einmal das platonisch-sokratische Liebesideal! Während alle Redner über die Lobpreisung des Eros, als des Gottes der geschlechtlichen Liebe, nicht hinauskommen, bestreitet Sokrates die Gottheit im Eros, gesteht ihm nur die Rolle eines Dämons, eines Mittlers zwischen Sterblichen und den Unsterblichen zu, erweitert aber seinen Wirkungskreis und seine Machtfülle ganz bedeutend. Nun erscheint die geschlechtliche Liebe nur als ein kleiner Theil der Thätigkeitssphäre dieses Dämons, er schafft daneben all das, was im höheren Sinne den menschlichen Geist erfreut und erbaut. Von natürlichen, einfachen, allbekannten Erscheinungen ausgehend, durch logisches Aneinanderfügen seiner Gedanken gelangt der Weise auf diesen geistigen Höhepunkt und das alles scheint so natürlich, man sollte meinen, ein jeder entwicklungsfähige, lebendigfühlende Mensch müßte diesen Weg finden; müßte auf diesem Wege Freuden finden, wie sie thatsächlich nur Wenigen zu Theil werden.

(Schluß folgt.)

* „Gift“, veralteter Ausdruck für Gabe.
** Griechischer Philosoph, geb. 429 v. Chr.

* Die Liebe wird hier als ein Begehren aufgefaßt; wer Widersprüche liebt, vergleiche Schillers: „Nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.“

* Ein berühmter Feldherr.

* Wir wollen hier nicht gegen die Ansicht Bebels über diesen Punkt in „Die Frau ꝛc.“ polemisiren, doch spricht auch eine Stelle in Xenophons Denkwürdigkeiten (1. Buch, 3. Kap.) dafür, daß Sokrates kein Freund der Päderastie gewesen sein kann. Hier empfiehlt er den natürlichen Gebrauch ausdrücklich anstatt des anderen.